



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zur Prachtwerksindustrie.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

stellen — vorläufig noch verschwindend klein; Namen wie „Gardafui,“ „Bagamoyo,“ „Bitu,“ „Malacca,“ „Si-kiang“ oder „Suon“ sind sicher geeigneter; mit ihnen würde man dem Zweck der Unterscheidung, in bescheidenem Grade auch dem Bedürfnis der Phantasie gerecht werden, und dem Publikum würde durch Erweiterung seiner geographischen Kenntniss ein Dienst erwiesen. Vor allem aber wären solche Namen kein so trauriges Armutszeugnis für den maritimen genius nomenclaturae des deutschen Reiches.



Zur Prachtwerksindustrie.



usammenfassende Darstellungen der Geschichte der römischen Kaiserzeit sind, wenn man von frühern ungenügenden Versuchen absieht, uns Deutschen erst in den letzten Jahren geschenkt worden. Leopold von Ranke's geistvolle und in großartigen Zügen entworfene Darstellung darf in ihrer Art als das vorzüglichste Werk der einschlagenden Forschung bezeichnet werden. Hervorragend ist auch die umfassende Bearbeitung der Geschichte der Kaiserzeit von Hermann Schiller, namentlich durch die erschöpfende wissenschaftliche Verwendung des gesamten literarischen wie inschriftlichen Materials, ein Umstand, der dem genannten Werke deshalb einen besondern Vorzug verleiht, weil durch den steten Hinweis auf die Quellen und deren Wert überall der historische Thatbestand geprüft werden kann. Der Vollendung des Werkes dürfen wir hoffentlich binnen Jahresfrist entgegensehen. Dann ließe sich noch — d. h. mehr der Vollständigkeit halber — Herzberg's römische Kaisergeschichte in der Dindenschen Sammlung (Berlin, Grote) anführen; doch weist der eigenartige Charakter des mehr für ein größeres Publikum bestimmten Werkes, als dessen Vorzug ein geschicktes Referat über den gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft bezeichnet werden kann, demselben notwendigerweise eine Ausnahmestellung an.

Der Grund dafür, daß auf dem genannten Gebiete keine besondere literarische Überproduktion zu verzeichnen ist, dürfte in zweierlei Ursachen zu suchen sein. Th. Mommsen bemerkt im Vorworte zum fünften Bande seiner „Römischen Geschichte,“ daß „das monarchische Regiment in seiner Eigenart und die Fluktuationen der Monarchie, sowie die durch die Persönlichkeit der einzelnen Herrscher bedingten allgemeinen Regierungsverhältnisse oftmals zum Gegenstande der Darstellung gemacht worden seien,“ sodaß hier eine summarische Behandlung wohl zweckmäßig,

nicht aber notwendig erscheinen könnte. Gerade das Gegenteil gilt von den spätern Epochen; für sie fehlt es im großen wie im kleinen vielfach an Einzel- und Vorarbeiten, wie sie für eine erschöpfende, alles umfassende Darstellung die notwendige Grundlage bilden.

Unbestritten ist ein großer Anteil an der Erforschung der römischen Kaiserzeit der ausländischen Wissenschaft einzuräumen. Die einzelnen, zum Teil noch in das siebzehnte Jahrhundert zurückreichenden Arbeiten auf diesem Gebiete namhaft zu machen, entspricht nicht dem Zwecke dieser Zeilen. Am bekanntesten und deshalb hier allein zu nennen ist gegenwärtig wohl Duruys *Histoire des Romains*,*) durch deren Übersetzung augenblicklich die deutsche Literatur bereichert wird.**) Aber die Ansprüche, mit denen die deutsche Übersetzung vor das Publikum tritt, die freundlichen Geleitsbriefe, die man ihr mit auf den Weg gegeben hat, wie nicht minder der Umstand, daß das Werk dem „sogenannten antiquarischen und namentlich auch dem archäologischen Elemente einen sehr ausgedehnten Raum gewährt,“ müssen bei dem Standpunkte, den die deutsche Wissenschaft gegenüber der ausländischen einzunehmen berechtigt ist, die Kritik notwendigerweise herausfordern.

Der seiner Zeit von der Verlagsbuchhandlung herausgegebene Prospekt klärte das Publikum darüber auf, daß „eine im großen Stile geschriebene ausführliche Geschichte der römischen Kaiserzeit in Deutschland noch fehle,“ was natürlich das Erscheinen einer deutschen Ausgabe des französischen Werkes rechtfertigen mußte. Wir wollen nun nicht darüber rechten, ob eine derartige Empfehlung im Hinblick darauf, daß Herzberg vor einigen Jahren selbständig eine ähnliche Darstellung (ebenfalls mit zahlreichen Illustrationen) verfaßt hat, für den Herausgeber schmeichelhaft sei oder nicht; wir wollen nicht darnach fragen, was man unter einer „im großen Stile“ geschriebenen Geschichte der Kaiserzeit zu verstehen habe und ob nicht gar die deutsche Literatur eine solche schon besitze, wir wollen an diesem Orte auch nicht den Gang der geschichtlichen Entwicklung und die Frage nach der Kritik und Vollständigkeit des benutzten Quellmaterials prüfen. Wir wollen das Werk nur nach einer Seite hin untersuchen, die ihm einen eigentümlichen Charakter verleihen soll. Wir meinen das „archäologische Element,“ den erstaunlichen Reichtum an Illustrationen „jeder Art“ (sic!), die in „ausgiebigster Weise zur Illustrirung des reichen historischen und kulturgeschichtlichen Stoffes vereint“ sind.

Bei der seit dem letzten Jahrzehnt bis zur wahren Manie gesteigerten

*) Erst ohne Abbildungen, dann in vergrößertem Formate mit zahlreichen Illustrationen erschienen.

***) Geschichte des römischen Kaiserreiches von der Schlacht bei Actium und der Eroberung Aegyptens bis zum Einbruche der Barbaren. Aus dem Französischen übersetzt von Prof. Dr. Gustav Herzberg. Mit etwa 2000 Illustrationen in Holzschnitt und einer Anzahl Tafeln in Farbendruck. (Leipzig, Schmidt & Günther.)

Illustrationswut unsrer Verleger und bei dem hierdurch wiederum bei einem großen Teile des laufenden Publikums hervorgerufenen Verlangen nach illustrierten Büchern war es zu erwarten, daß auch die Geschichte der römischen Kaiserzeit dieser Manie ihren Tribut würde bringen müssen. Es ist auch dagegen so lange nichts einzuwenden, als die geschichtliche Darstellung selbst den Maßstab für die Auswahl der Abbildungen an die Hand giebt, so lange die letzteren interessante Erzeugnisse der Kunstthätigkeit darstellen oder so lange sie Denkmäler mit geschichtlichem Hintergrunde oder geschichtliche Ereignisse selbst vergegenwärtigen. Gerade die römische Kaiserzeit spricht durch ihre großartige Trümmerwelt an den Stätten klassischer Kultur wie durch die unabsehbare Menge von Denkmälern in den verschiedenen Museen so deutlich zu uns, daß eine umfassende Darstellung sie ebenso wie die Zeugnisse alter Schriftsteller und die Inschriften berücksichtigen muß. Bildliche Darstellungen dieser Denkmäler werden deshalb, wenn die Auswahl mit richtiger, durch archäologisches, überhaupt kunstgeschichtliches Wissen gereifter Kritik, mit Geschmack und mit Sinn für das Wichtige und das Nebensächliche geschieht, immerhin eine angenehme Ergänzung des Textes bilden.

Im allgemeinen kann man nicht leugnen, daß unsre Verleger in der Prachtwerksliteratur der letzten zehn Jahre eine Fülle vorzüglicher Holzschnitte geliefert haben; teilweise ist ganz außerordentliches geleistet worden. Umso mehr ist es nun zu verwundern, wenn man bei der gegenwärtigen Vollendung des deutschen Holzschnittes dem Publikum Produkte französischer Technik aufzutischen unternimmt, die selbst den billigsten Anforderungen eines nur nach Abbildungen hungrigen Lesers Hohn sprechen. Dieser Vorwurf trifft aber, von gewissen Ausnahmen abgesehen, besonders Duruys Kaisergeschichte. Die Ausnahmen bilden die Illustrationen, die, Kleinpauls „Rom“ entnommen, zwar auch Erzeugnisse französischer Technik, aber doch nach guten photographischen Aufnahmen angefertigt sind. Die übrige Masse aber ist nach Zeichnungen geschnitten, denen man entweder a priori Unvermögen in der Auffassung plastischer Formen zusprechen muß, oder die in der Reproduktion durch den Holzschnitt einen sehr zweifelhaften Charakter angenommen haben. Besonders sind es die Porträtköpfe (Büsten und geschnittene Steine) und Porträtstatuen, die eine unglaubliche Rohheit der Technik zeigen. Die Übertragung von Porträts in den Holzschnitt ist keine handwerksmäßige Sache, sondern es bedarf dazu der Hand eines geschickten Künstlers, der in feinem Gefühle für das Charakteristische und Individuelle Porträtähnlichkeit erzielt, ohne dabei die durch künstlerische Gesetze gezogenen Schranken außer Acht zu lassen. Eine feine Linienführung in Längen- und Kreuzlagen, Sinn für wirksame Kontraste, feine Abtönung und geschickter Übergang vom Licht zum Schatten sind es, welche dann den Holzschnitt zum Kunstwerke machen können. Ob Porträtstatuen und Büsten aus Marmor nach dem genannten Verfahren herzustellen seien und ob nicht eine Reproduktion

durch bloße Umrißlinien zweckmäßiger gewesen wäre, ist eine Frage, auf deren Entscheidung wir hier verzichten wollen. Die Abbildungen bei Duruy sind weder nach dem einen noch nach dem andern Verfahren hergestellt, sondern nach jener leichtfertigen Manier, die mit einigen am unpassenden Orte angebrachten Linien und Strichen ein übriges gethan zu haben meint, für die eine richtige Wirkung von Licht und Schatten unbekannt ist, die meist das Gegenteil von dem künstlerisch Wirksamem giebt und so Gestalten zustande bringt, denen der Mißmut über ihre Verunglimpfung förmlich im Gesichte zu lesen ist.

Noch gewichtiger aber als die eben ausgesprochenen Bedenken sind die, welche sich an die Auswahl der Abbildungen knüpfen, besonders insofern, als diese doch die Berechtigung ihres Vorhandenseins durch Andeutungen im Texte beweisen müssen. Wir wiesen oben in Kürze darauf hin, welche Grundsätze für die Auswahl von Illustrationen wie überhaupt für die Berechtigung derselben maßgebend sein müssen. Es kommen gewiß oft, sehr oft Ausnahmen von dieser Regel vor. In keinem Falle aber ist — es sei denn in Jugendschriften — unsers Wissens so Unerhörtes, so Unglaubliches geleistet worden wie bei Duruy. Wir lassen zum Belege hierfür und — wie wir hoffen — zur Warnung für die Fortsetzung des Werkes einige Beispiele folgen.

Bei der Erzählung von Claudius' Tode heißt es (I, S. 643) im Anschlusse an die satirische Apokokyntosis (Verfürbischung) des Seneca: „Claudius lag im Sterben, aber seine Seele konnte noch immer den Ausweg aus diesem verunstalteten Körper nicht finden. Da holte Merkur, der immer an dieser drolligen Persönlichkeit sein Vergnügen gehabt hatte, eine der Parzen aus ihrem Gemach und sprach u. s. w.“ Man fragt, was denn hieran zu illustriren sei? Der Vorgang natürlich nicht; aber wenn man Monumentenkenntnis besitzt, und wenn man durchaus „illustriren“ will, so läßt man die Götter und Göttinnen Revue passiren, und da fällt denn das Auge auf die Parzen. Man bildet also die Parzen ab. Aber welchen Typus? Nur immer klassisch! Man erinnert sich, daß die drei herrlichen Gewandstatuen aus dem östlichen Parthenongiebel auch als Moiren, mithin als Parzen, aufgefaßt worden sind. Man läßt sie also anrücken, aber nicht ihrer drei, auch nicht nur die eine, die Claudius den Lebensfaden abschneidet, sondern zu zweien, und bezeichnet sie recht ansprechend als ein „verstümmeltes Fragment vom Parthenon.“ Armer Phidias! Deine Göttinnen nach fünfhundert Jahren Vollstreckerinnen eines Todesurteils! — Weiter, ein andres Beispiel. Die kleinen attalischen Weihgeschenke auf der Akropolis von Athen sind jetzt, wo die pergamenische Juno im Mittelpunkte des allgemeinen Interesses stehen, auch weitem Kreise bekannt. Kein Wunder, denn die schöne Brunnsche Entdeckung, welche die fraglichen Weihgeschenke in erhaltenen Statuen in Venedig, Neapel und an andern Orten nachwies, war epochemachend genug, um selbst dem Historiker nicht unbekannt zu bleiben. Schreibt man aber eine römische Kaisergeschichte und hat man — so vermuten wir — jene Statuen in einer Auswahl von Ab-

bildungen auf Lager, nun dann kann man sie ja ins Gefecht führen. Freilich müssen sie zu diesem Zwecke ihre Nationalität verleugnen. Es sind eben Mietstruppen. Da erscheint denn der jüngere gallische Krieger in Venedig als „besiegter Athlet,“ der alte gallische Krieger ebenda als „überwundner Gladiator,“ und zwar im Hinblick auf die Erwähnung von Neros Gladiatorenspielen. Selbstverständlich figurirt dann auch der sterbende Gallier im kapitolinischen Museum als „sterbender Athlet.“ — Ein drittes Beispiel. Dem Historiker ist der Gnadenakt eines der römischen Kaiser (Trajan oder Hadrian), die Erlassung rückständiger Steuern, nicht unbekannt. Der Akt ist auf einer der auf dem forum Romanum befindlichen sogenannten Rednerbänken dargestellt: auf Befehl des auf der Rednerbühne sitzenden Kaisers legt ein Beamter die Fackel an einen von Soldaten zusammengetragenen Haufen von Akten. Allein bei Duruy werden wir über die Deutung des Monuments eines bessern belehrt. Kein Gnadenakt ist dargestellt, sondern vielmehr die „Abstimmung der Italiener,“ welche „ihre Stimmtäfelchen den Beamten geben, die die Aufgabe haben, zu Rom die Ergebnisse der in den Städten der Halbinsel vollzogenen Zählung zusammenzustellen.“ Bei der Wahl scheint jedoch ein Formfehler untergelaufen zu sein; sie wird wahrscheinlich für ungültig erklärt, da die Stimmtäfelchen, welche beiläufig gesagt, ein Drittel Mannshöhe erreichen und so schwer sind, daß einige Soldaten sie auf den Schultern tragen, verbrannt werden. — Auf S. 536 ist von einer Gesandtschaft der Stadt Halikarnassos an Tiberius die Rede. Dabei erinnert man sich natürlich unwillkürlich an das berühmte „Weltwunder,“ an das etwa im Jahre 340 vor Christi vollendete Mausoleum. Dieses freilich wird nicht abgebildet, aber dafür — pars pro toto — eine Platte seines schönen Frieses: zwei mit Amazonen kämpfende griechische Krieger. O heilige Logik! — Bd. 2, S. 51 ist u. a. von Bädern die Rede. „Die Bäder, die Schenken, die Bordelle waren insgesamt geöffnet und mit Gästen gefüllt. Das allgemeine Unglück (nämlich in den Wirren nach Neros Tode) erschien wie eine Art neuer Würze.“ Die Abbildungen hierzu zeigen in durchaus genrehafter Auffassung zwei Vasengemälde des rotfigurigen, dem vierten Jahrhundert v. Chr. angehörigen Vasenstils: nämlich „Szene aus einem Frauenbade“ (an einem Becken steht rechts und links eine Frau, auf dem Becken Gros) und „Szene aus einem Männerbade“ (vier Athleten, die sich vom Staube der Palästra reinigen). Die eine weibliche Figur ist nur mit dem ärmellosen Chiton bekleidet, die andre, ebenso wie die vier Jünglinge — unerhört! — sind nackt. Was könnte also die „neue Würze des Vergnügens,“ die Ausschweifungen in den römischen Bädern besser versinnlichen als die beiden, übrigens nach der schlechtesten existirenden Vasenpublikation angefertigten griechischen (!) Vasenbilder! — In dieselbe Kategorie wie diese beiden Bilder gehört auch die Statue eines Hirten mit seinen Ziegen — bei Besprechung der Virgilischen Bucolica. Da möchte man freilich mit Duruy in die Worte Virgils ausbrechen: *Felix qui potuit rerum cognoscere causas!*

Nach alledem sollte es uns nicht wundern, wenn die Wissenschaft eines Tages durch die überraschende Neuigkeit beglückt würde, daß der archaische sogenannte Hermes Kriophoros (Widderträger) einen römischen Fleischergehilfen, die Sirene des Kephisodot eine Amme mit einem Imperatorenjüngling vorstelle oder daß zur Veranschaulichung des römischen Zirkusrennens sehr gut der Parthenonfries zu brauchen sei. Vielleicht würde sich für die *Georgica* Virgils der den Auggiasstall reinigende Herakles der olympischen Metope entweder schlechtthin als „römischer Bauer“ oder als mythologischer Vorgänger des alten Cato verwenden lassen.

Die beigebrachten Beispiele kritiklosen Zusammenstellens ließen sich vermehren, wenn das Gesagte nicht schon den Charakter des Werkes hinreichend kennzeichnete. Es ließe sich z. B. noch ein ernstes Wort sagen gegen den Unfug, Figuren aus der griechischen Mythologie, die in dem römischen Kult weder Analogien noch Parallelen haben, in den Text einzuschmuggeln, wenn man dabei nicht fürchten mußte, wiederholt aus dem Ton ernstester Kritik in den der Satire zu verfallen.

Wie in der Auffassung der kunstgeschichtlichen Stellung und in der Erklärung der einzelnen Monumente, so herrscht aber endlich auch in technologischen Fragen, in der Terminologie, in der Museographie die größte Unklarheit. Statt von der alten Pinakothek hören wir von einem Münchener Museum; die bekannte Germanin, die sogenannte Thuznelde, soll im „Museum von Florenz“ aufgestellt sein. Die Loggia de' Lanzi gehört freilich zu den weniger bekannten Florentinischen Bauten! Behauptungen wie die, daß eine Lyoner Merkursstatue aus „dunkelgrüner“ Bronze bestehe, daß ein Altar in Mainz die „Darstellung aller seiner Frontflächen in derselben Ebene“ zeige, daß eine gallische Gottheit in „buddhistischer Haltung“ dargestellt sei, daß der schöne bronzene sogenannte Senecakopf in Neapel (Porträt eines alexandrinischen Dichters?) eine Büste „von zweifelhafter Echtheit“ sei, fallen nach allem Gesagten nach gerade nicht besonders auf.

Die Bedenken, die wir an das gekennzeichnete Illustrationsverfahren geknüpft haben, wiegen schwerer, als man auf den ersten Blick vielleicht meint. Es handelt sich einmal um eine fahrlässige Täuschung des Publikums. Es ist außerordentlich bedauerlich, daß man den Mangel einer „im großen Stile geschriebenen“ römischen Kaisergeschichte durch die Übersetzung eines ausländischen Werkes beseitigen will, das wenigstens nach der Seite hin, nach der es originell sein will, oftmals an ein Bilderbuch für den Anschauungsunterricht erinnert. Wie ein so feiner Kenner der römischen Kaisergeschichte wie H. Schiller das Werk namentlich wegen seiner gelungenen Auswahl der Münzen, Statuen u., und noch dazu Schulbibliotheken empfehlen konnte, ist uns ein Rätsel. Wir sind überzeugt, daß auch in den maßgebenden Kreisen der französischen gelehrten Welt — obgleich Herr Duruy früher Unterrichtsminister war — ähnliche Wider-

sprüche werden laut geworden sein, und man wird sich dort nicht wenig wundern, daß la savante Allemagne dem Import dieser ausländischen Waare keine Hindernisse bereitet hat.

Wenn wir des öftern angedeutet haben, daß die Hauptschuld dem französischen Original beizumessen ist, so kann damit der deutsche Herausgeber nicht als entschuldigt gelten. Wir können uns hier nicht auf Auseinandersetzungen einlassen, ob und inwieweit ein Übersetzer selbständig verbessernd Hand anlegen dürfe; es wird immer mehr oder weniger von dem Namen und der Stellung des Autors abhängen, ob man sich ihm kritiklos in die Arme wirft oder nicht. Aber Dinge, wie wir sie oben berührt haben, sollten doch wenigstens einem deutschen Gelehrten nicht begegnen, denn er verleugnet damit im eignen Vaterlande die deutsche Wissenschaft und ihre Vertreter, wenn er ihre durch jahrelange, ernste Arbeit erzielten wissenschaftlichen Ergebnisse geflissentlich ignorirt, wenu er da, wo Licht verbreitet ist, uns französische Dämmerung vorsetzt. Wir sagen: geflissentlich ignorirt. Denn die Entschuldigung, daß ein Historiker nicht zugleich Archäolog sein könne, lassen wir nicht gelten, da es sich im vorliegenden Falle nur um die Kenntnis der elementarsten Dinge handelt, wie sie durch jeden Abriß der Kunstgeschichte oder Bilderatlas erworben werden kann. Verzichtet man aber auf diese, nun dann: Manum de tabula!



Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten.

15.



n der Polendebatte ist wieder einmal Mephistopheles zu Ehren gekommen: wenn die Not an Begriffen am höchsten war, dann stellte zu rechter Zeit ein Wort sich ein. Ich müßte befürchten, zur Sache gerufen zu werden, wenn ich alle neuen Erwerbungen unsers parlamentarischen Sprachschazes hier aufzählen wollte, und begnüge mich daher, zwei herauszuheben, welche unstrittig die bedeutendsten sind und auch genau in meine heutige Rede hineinpassen: „Ist das landesväterlich? Nein, unsittlich!“ und: „Assimiliren.“

Ja, meine Herren, unsittlich ist das Vorgehen der preussischen Regierung gegen Posen immer gewesen, wenigstens bis in die vierziger Jahre. Die Regierung bewies keine Achtung vor den berechtigten polnischen Eigentümlichkeiten, schonte keine. Sie führte eine geordnete Verwaltung und Rechtspflege ein, baute